

Predigt von Domkapitular Peter Beer

am Mittwoch, 15. April 2020, im Münchner Liebfrauentom

Liebe Schwestern und Brüder,

ich bin mir fast sicher, dass nahezu jeder und jede von Ihnen schon einmal diese Erfahrung gemacht hat: Man bzw. frau begegnet auf der Straße jemandem, der einem irgendwie bekannt vorkommt, aber man weiß nicht mehr genau, um wen es sich da handelt. Er oder sie grüßt einen recht freundlich, aber es fällt einem einfach nicht mehr der Name ein, man weiß nicht mehr zu welcher Gelegenheit man sich das letzte Mal getroffen hatte, geschweige denn, was das Gegenüber beruflich macht, wie es der Familie geht oder ob man das letzte Mal, als man sich getroffen hat im Guten oder Schlechten auseinandergegangen ist. Der Lauf der Zeit hat die Spuren im Gedächtnis verwischt – und das braucht auch nicht zu verwundern. Menschen erkennen sich oftmals nicht gleich wieder, wenn sich die Umstände geändert haben, anlässlich derer man sich trifft; wenn die anderen und man selbst Entwicklungs- und Veränderungsprozesse durchlaufen hat; oder aber auch einfach deshalb, weil die letzten Begegnungen vielleicht doch etwas zu oberflächlich waren, um dauerhafte Spuren bzw. Eindrücke zu hinterlassen.

Die Erfahrung, jemanden nicht mehr zu erkennen oder jemanden wiederzuerkennen, ohne zu wissen, wer es ist, teilt mit uns in gewisser Weise auch die Maria Magdalena des heutigen Evangeliums. Sie erkennt Jesus, ihren Meister, dem sie sich so verbunden weiß, nicht mehr. Jesus ist Maria Magdalena offensichtlich fremd geworden. Sie muss neu lernen, wer er ist; sie muss ihn neu sehen lernen, um ihn neu kennenzulernen. Sie braucht einen neuen Blick auf ihn, um mit ihm wieder vertraut sein zu können. Dieser neue Blick eröffnet sich für sie, als sie sich von ihm mit ihrem Namen, sich von ihm ganz persönlich ansprechen lässt. Mit diesem neuen Blick erkennt sie auch Jesus neu, als den Auferstandenen, als den Sohn Gottes, der den Tod überwunden hat und der zum Vater zurückkehren wird.

Der neue Blick Maria Magdalenas ist nicht voraussetzungslos, er hat eine Vorgeschichte. Er beruht auf der Liebe Marias zu ihrem Meister, dem sie treu bleibt durch die Zeit des Leidens hindurch und über den Tod am Kreuz hinaus. Sie wendet sich in den schweren Stunden weder enttäuscht ab, so dass sie sich erst gar nicht auf den Gang zum Grab gemacht hätte. Noch versteift sie sich nur auf das, was einmal war, so dass sie, gefangen in ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen, die Anrede Jesu gar nicht wahrnehmen und keinen neuen Blick auf ihn gewinnen hätte können.

Eine bemerkenswerte Frau, diese Maria Magdalena, mit einem besonderen Blick. Ob wir von dieser Frau lernen können? Ob ihr neuer Blick und die Weise, wie sie ihn gewonnen hat, auch uns gut tun würden? Ich denke schon, denn die Situation Maria Magdalenas und unsere eigene sind gar nicht so verschieden. Wir durchleben zurzeit eine Krise, die tief in unser Leben eingreift. Bisher Gewohntes und Vertrautes scheint jetzt wie aus einer anderen Zeit, ist jetzt unmöglich geworden: der Besuch bei Verwandten und Bekannten, das Treffen mit Freunden im Kaffee oder in der Stammkneipe, essen gehen und shoppen, der sonntägliche Messbesuch und vieles mehr, scheinbar alles vorbei. Anderes kommt in den Blick: Wie kann ich mich vor Ansteckung schützen? Wo gehe ich am besten einkaufen? Was wird aus meiner Arbeitsstelle? Wohin soll ich mit den Kindern in der vielen Zeit ohne Schule und Kita? Wer gibt zuverlässig Auskunft über die aktuellen Infektionszahlen und Entwicklungen? Und vor allem: Wann hört das alles wieder auf? Kein Wunder, dass sich viele immer mehr eine Rückkehr zur Normalität wünschen, die Rückkehr ins Gewohnte und Vertraute.

Ehrlich gesagt, liebe Schwestern und Brüder, bin ich mir nicht ganz sicher, ob dieser Wunsch so ganz sinnvoll ist. Sollen wir nach der Krise genauso weitermachen wie vor der Krise? Sollen wir einfach so tun, als wäre nichts gewesen und möglichst alles schnell vergessen, was war?

Dass wir uns nicht falsch verstehen: Es geht nicht um die Ablehnung, Verleugnung oder gar Zerstörung und den Umsturz von allem bisher Gewesenen. Es geht darum, von Maria Magdalena zu lernen, einen neuen Blick auf Vertrautes zu werfen und im Vertrauten das Neue zu entdecken, was uns bisher durch unsere Alltagsroutinen und Geschäftigkeiten verborgen blieb, was wir übersehen und nicht wirklich in unserem Denken und Tun berücksichtigt haben.

Wenn wir uns wie Maria Magdalena von Jesus Christus persönlich ansprechen lassen, uns von seiner Botschaft wirklich treffen lassen, dann können wir ihn, unsere Welt und schließlich uns selbst mit neuen Augen sehen, einen weiten, zukunftsweisenden Blick gewinnen. Gerade in Zeiten der Corona-Pandemie und vor dem Hintergrund des jesuanischen Gebotes der Gottes- und Menschenliebe kann sich unser Blick zum Beispiel für folgende vier Punkte schärfen:

Als erstes: Das Leben ist ein ungeheuer großes Geschenk. Wir sollten nicht so tun, als wären letztlich wir es, die darüber absolut frei verfügen können. Dieses Leben ist mannigfach gefährdet, gerade jetzt. Umso wichtiger ist es, dass wir das Geschenk des Lebens hüten und bewahren, auch über die Zeiten der Pandemie hinaus.

Ein zweites: Krankheit, Tod und Leid rücken durch Corona an jeden von uns näher heran, auch wenn wir sonst in unserem Alltag vieles dafür tun, die Tatsache der Begrenztheit unseres Lebens zu verdrängen. Wir werden daran erinnert, dass wir diejenigen nicht aus dem Blick verlieren sollten, die unsere Hilfe, Unterstützung und Weggemeinschaft brauchen. Die Schwachen und die, mit denen wir uns schwertun, sie in unserem Alltag wahrzunehmen, sind uns besonders ans Herz gelegt.

Und noch ein drittes: Wie wohl zu kaum einer anderen Zeit verdeutlicht die Pandemie, dass wir eine Menschheitsfamilie sind, eine Gemeinschaft der Kinder Gottes. Hier gibt es kein mehr oder weniger wert sein, jeder und jede zählt. Sich dies klar zu machen hilft, jene liebend in den Blick zu nehmen, die überall auf dieser Erde Not leiden, ihre Heimat verlassen müssen, Schutz suchen und Gerechtigkeit fordern.

Und last but not least: Die durch die Pandemie verursachten Veränderungen im kirchlichen Leben zeigen sehr eindrücklich, was es bedeuten kann, wenn Jesus im heutigen Evangelium sagt, dass er von seinen Jüngern nicht festgehalten werden will. Wir können ihn weder durch gewohnte religiöse Übungen noch durch liebgelebte Traditionen festhalten, ihn nach unseren Vorstellungen in unser Leben hineinzwingen. Gerade jetzt, wo kirchliches Leben sehr eingeschränkt ist, wird klar: Wir müssen den Blick dafür schärfen, wo uns Jesus neu begegnen kann, wie wir uns ihm in veränderter Form öffnen können und Bewährtes in der Begegnung zwischen ihm und seinen Jüngern in dieser Zeit neu gedacht, neu gestaltet und neu ins Wort gebracht werden kann.

Liebe Schwestern und Brüder, das Bemühen um einen neuen Blick lohnt sich. Ohne ihren neuen Blick hätte Maria Magdalena nicht die Botschaft von der Auferstehung des Herrn an die Jünger weitertragen können. Die Begegnung mit dem Auferstandenen wäre zunächst bestenfalls nur als das zufällige Zusammentreffen mit einem Gärtner in Marias Gedächtnis abgespeichert worden. Ohne einen neuen Blick auf unsere Welt, auf uns selbst und unseren Glauben werden auch wir nicht Zeugen unserer Hoffnung für andere sein können. Nur mit einem immer wieder erneuerten Blick werden wir die Kraft und die notwendige Ausstrahlung haben, glaubhaft zu zeigen, Jesus Christus ist unser Heil und das Heil der Welt.